

TINE MELZER

Alpha Bravo Charlie

Roman

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2023 Jung und Jung, Salzburg

© Tine Melzer 2023

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung, Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten

Umschlaggestaltung: Tine Melzer

mit Nadja Niemann und Mathias Zuppiger;

Entwurf und Umsetzung: BoutiqueBrutal.com

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-99027-275-6



JUNG
UND
JUNG

Neun Uhr siebzehn

*Für eine Landschaft braucht es Bäume, sagt der Inhaber des Modellbauladens, etwas Gebüsch, ein paar Felsen und einen kleinen Bach. Den Miniaturgrasstaub in kleinen Plastiktüten und die Dose mit Kunststoffwasserimitat habe ich gerade gekauft, auch die Bauplatte, als Fundament. Miniaturlaub ist ausverkauft, Schnee gibt es keinen. Meine Papiertrage tasche ist voller Zutaten für die ideale Landschaft, zu der mich der Ladenbesitzer ermuntert: *Es wird immer schön, wenn es selbstgemacht ist.* Ich bitte um sehr kleine Menschenfiguren, kleiner als das übliche Modellbaupersonal. Er ist enttäuscht, weil er die letzte Packung 1:200 nicht finden kann. Selten, dass ein Kunde darum gebeten habe in den letzten Jahren, *so was will schon lange niemand mehr.* Ich kaufe erst mal zwölf Menschen, vielleicht brauche ich sie später doch noch, auch wenn sie im Format 1:65 eigentlich zu groß sind für den Maßstab in meinem Kopf.*

Jede Landschaft kenne ich nur flüchtig, ich kann sie nicht beschreiben. Draußen ist nichts flach, nichts unbewohnt. Es ist kein weiter Weg, eine halbe Stunde mit der Tram ans andere Ende der Stadt, vom Modellbauladen am Berg zurück nach Hause. Die Tramfahrt muss sein. Auf der Tagesfahrkarte des öffentlichen Nahverkehrs steht der Tarif, darunter das Wort *Erwachsene.*

Diese Kategorie erscheint mir ungenau, *Ausgewachsene* wäre treffender.

Ich sitze inmitten anderer zufällig Anwesender, die wie am Strand mit maximalem Abstand zueinander Platz nehmen. Die Tram leert sich, je weiter es nach Norden geht. Nun sitzen manchmal Fremde vereint nebeneinander gegenüber einer leeren Sitzbank und schweigen. Als ich dem Passagier vis-à-vis auf die Schuhe schaue, denke ich gerührt an das tägliche Auf- und Zubinden der Schnürsenkel.

Abweisend wirken, kein Blickkontakt, nur mit den eigenen Leuten sprechen und dafür sorgen, dass es nicht zu viele werden. Fremde akzeptieren, wenn es einen Vorteil bringt. Jedes Lächeln muss sich lohnen. Zuspruch brauche ich nur von engsten Freunden. Nichts geht in mich hinein, ohne von mir gedacht oder gefühlt zu werden. Ich brauche mich auf eine unheimliche Weise. Die Welt ist schön, wenn die Menschen sich leise darin bewegen. Kein Wort soll lauter sein als die Stimme der Meeresbrandung an einem milden Tag. Ich lebe an einem See in den Bergen.

Als ich meinem Neffen einmal ein Schlaflied sang, ergriff mich eine Traurigkeit, die mich seither nur selten loslässt. Sie lockert ihren Griff nur beim Anblick frischer Prussiens, beim Tanz mit einem Fremden und wenn ich im Radio zufällig die Goldbergvariationen höre. Onkel sein, aber kinderlos, ist eine gute Rolle für mich. Ein paarmal im Jahr kann ich einem Kind ein Eis

kaufen und es ein-, zweimal auf dem Riesenrad fahren lassen. Das hilft gegen die Langeweile. Als pensionierter Kurzstreckenpilot bleibt mir sonst wenig zu tun. Ein ehemaliger Busfahrer der Lüfte, ein ehemaliger Ehemann. *Zivile Luftfahrt* klingt so friedlich, dabei sind viele Flugpassagiere zu Hause unausstehlich.

Auch in diese Gesellschaft gehöre ich nicht: Gartenvereine, Musikklubs, Kirchenchöre, Wellness-Oasen, Labyrinth, Einkaufspassagen, Haltestellen. In der Tram halte ich es aus, da will ja niemand umsonst sein.

Meine Einkaufstasche steht zu meinen Füßen. Die verpackten Landschaftsbestandteile sehen von oben aus wie irgendwelche Lebensmittel 1:1. Ich bin zu spät dran für eine gewohnheitsmäßige Ansicht vom Boden aus, entlang des Horizonts und auf ihn zu. Von der Seite, in die Ferne, auf einen Fluchtpunkt hin, horizontal und gestaffelt vor dem Himmel, ist das Land eine *-schaft*. Auf Bildern liegt jeder Horizont still da. Auf Malereien stilisiert, auf Fotos als Erinnerungsbruchstücke, rechteckig ausgeschnitten. Im Panorama der Tramfenster liegt eine Landschaft, die mich umgibt. Ich trage neuerdings eine Lesebrille bei mir.

Neun Uhr sechsvierzig

Zu Hause lege ich die Holzplatte auf den Küchentisch, sie passt leicht darauf. Eine kleine Spraydose Elfenbeinfarbe wird später darüber entscheiden, ob die Landschaft im Winter liegt. Ist Schnee nicht noch weißer als Elfenbein? Der gelbliche Lack ist kein guter Ersatz für Pulverschnee aus der Tüte.

Seit ich mich für diese Landschaft entschieden habe, gehen die kleinen Verrichtungen des Tages leichter von der Hand. Nach dem nächsten Kaffee fange ich an. Die Zeitung sieht mich fordernd an und will mir von gestern berichten. Mein schlechtes Gewissen, den Wirtschaftsteil zuletzt oder gar nicht zu lesen. Meine Ungeduld damit, Zeit dafür auszugeben, keinem zu helfen. Wegsehen ist eine kollektive Handlung, der nicht-gegangene Trampelpfad. Manche meiner früheren Kollegen treiben Sport oder Enkelkinder durch den Zoo und sehen gesund dabei aus. Auch ihre Haare fallen aus, aber sie wirken glücklicher. Sie haben ein Tagesprogramm, sitzen morgens zusammen mit den Pendlern in vollen Zügen und sind oft nur am Schuhwerk und an ihrer Gesprächigkeit von jenen zu unterscheiden.

Als Zuhausebleibender stelle ich mir vor, wie hilflos ich wäre, wenn ich fliehen müsste, ohne Kreditkarte und Wanderschuhe. Also bleibe ich daheim und schä-

me mich für mein angetrocknetes Frühstücksgeschirr und die zu große Wohnung. Für wen mache ich morgens mein Bett? Im Kopf ist alles zur Übersichtlichkeit verkleinert, zerkleinert zu Postkartenausschnitten der Welt. Abstandnehmen soll helfen, wenn einem etwas zu nahe geht.

Den Musikgeschmack meines Nachbarn kenne ich besser als sein Gesicht. Sein Radio steht am geöffneten Fenster, und weil es heute zu mild ist für einen Tag im frühen März, höre ich, was er hört. Mir wäre es lieber, meinen Musikgeschmack nicht mit Fremden teilen zu müssen, dann könnte ich sie leichtfertiger ablehnen. Der Nachbar und sein Radio sind keine Gründe, umzuziehen. Die Musik des Nachbarn ist zwar nicht immer meine erste Wahl, aber sie ist ja nicht nur für uns aufgelegt. Pop und damit verbundene Erinnerungen an früher. Ich finde mich damit ab, wie mit dem Wetter, und je schöner es ist, desto mehr höre ich vom Radio. Meistens lauschen wir den Gesprächen wichtiger Menschen, meist Männer, Wissenschaftler, Künstler und Profisportler, hören Politiker ins Mikrofon sprechen und Berichte aus der Ferne, die manchmal im nächsten Stadtviertel liegt.

Aus dem Radio des Nachbarn singt Nik Kershaw *Wouldn't it be good to be in your shoes?* Meine habe ich angelassen. Heute sind es die schwarzen Lederschuhe, Budapester. Die Schnürsenkel sind rot, seit die schwarzen gerissen sind. Mein Hemd ist weiß, und ich trage

keinen Gürtel. Oma hat mich mit einem Gürtel an den Küchentisch gefesselt, wenn sie länger weg war. Ich war noch nicht in der Schule, und ich habe niemandem gefehlt.

Der Flur ist leer, bis auf die Zeitungsstapel und den Garderobenhaken, an dem die ausgediente Kapitänsmütze hängt, als würde sie noch gebraucht. In einer Reihe stehen Schuhe wie treue Paare nebeneinander, Spitzen zur Wand, Innenseiten einander zugewandt. So müssen sie warten auf meine Füße. Durcheinanderliegende Schuhe kann ich nicht tolerieren, nicht aus Ordnungssinn, sondern aus Mitgefühl. Sehe ich leere Schuhe, stelle ich mir die unbequeme Beinhaltung des Menschen vor, der darin steckt. Wenn niemand zusieht, korrigiere ich den Schuhstand der Nachbarn im Treppenhaus.

Mein Staubsauger ist kaputt, und ich habe keine Geduld, ihn zu flicken. Die Landschaft braucht mich jetzt dringender. Seit ich nicht mehr fliege, fehlt mir die Übersicht. Bis vor Kurzem konnte ich so oft fliegen, wie ich wollte. Ich konnte täglich nachschauen, ob die Welt noch eine Kugel ist. Ich mochte es, wie die Städte nach dem Start kleiner wurden, die Menschen darin zu *wissen*, ohne sie zu *sehen*. Nicht einmal vom Cockpit konnte ich Grenzen erkennen, mal trennt ein Fluss zwei benachbarte Länder, aber den Feldern und Hügeln konnte ich nicht ansehen, welche Sprache da unten gesprochen

wird. Ich verhalte mich still, sobald meine Kenntnisse in Geografie an ihre Grenzen stoßen. Das Baltikum, die Anden, Ozeanien. Aber ich weiß, wo die Polkappen liegen. Die Menschen reden über Geografie, als wären sie stolz darauf, dass sie etwas so Großes wie den ganzen Planeten in ihren kleinen Köpfen behalten können. Dabei übersehen sie, dass auch Erdkunde ein Modell ist.

Wann immer ich nicht selbst als Kapitän im Dienst war, durfte ich im Cockpit zwischen zwei Kollegen auf dem *Jumpseat* mitfliegen. Ich bekam den gleichen Lunch wie sie: eine kleine Cola und Curryreis. Beide Kollegen legten sich die Krawatte links über die Schulter, damit sie damit keine Flecken fingen. Ich hatte frei und trug freiwillig keine. Auch heute bin ich ohne Krawatte unterwegs gewesen. Ich besitze noch ein paar, die schwarze für die immer häufiger werdenden Begräbnisse. Die rote, die ich nie trage, die hellblaue für fröhlichere Feiern.

Ich übe die alten Bewegungen an neuen Tagen, sinnlos und absichtlich langsam, obwohl oder weil niemand es sieht. Es fehlt mir, kein Publikum zu haben, keine Crew und keine Passagiere, die anerkennend einen Blick ins Cockpit werfen oder noch lieber in meine Augen, die hellen grauen unter der Dienstmütze.

Ich lasse meine dunkelblaue Gabardine-Hose an, obwohl ich auf etwas Schmutz gefasst bin, und hole das Werkzeug aus dem Salon. Dort, im großen Wand-

schränk, sind Sägen, Hammer, Schraubenzieher und ein kleines Lager für Elektrikzubehör. Ich vermisse den Staubsauger.

Neben dem Schränk steht eine Jukebox. Mein Nachbar hat sie mir geliehen, um mich auf andere Gedanken zu bringen und um sicherzugehen, dass ich bei den anderen Gedanken bleibe. Danach ging er in seine Wohnung zurück und wünschte mir Glück. Bei den *Bee Gees* dachte ich zuerst, die Platte werde zu schnell abgespielt, bei *Satisfaction* fühlte ich mich für drei Minuten vierundfünfzig Sekunden wie ein Auserwählter. Und das war ich auch: auserwählt von einem Zufallsgenerator. Der Nachbar kennt mich besser als erwartet.

Und wir haben neuerdings noch zwei Dinge gemeinsam: eine Brille und Zeit. Auch er ist erst seit Kurzem pensioniert. Er muss gemerkt haben, dass ich es mag, nur über eine begrenzte Auswahl an Liedern zu verfügen. Deshalb mag ich auch sein Radio, weil ich die Musik nicht mitbestimmen kann. Wunschsendungen! Ja, aber mir wäre es zu intim. »Guten Tag, hier spricht der Johann, ich wünsche mir *Nowhere Man* von den Beatles.« Nein, so nicht.

An der Wand im Salon hängt ein Elchgeweih aus Skandinavien. Ich jage nicht, aber mein damaliger Nachbar in Finnland fand, ich solle zum Abschied etwas mitnehmen, was mich an die Schönheit der Natur erinnert. Ich

habe immer noch Heimweh nach den Orten, an denen ich früher einmal zu Hause war.

Ans Fenster geklemmt, hoffe ich auf die Müdigkeit der anderen und darauf, nicht erkannt zu werden. Ich schaue hinaus, aber ich kann die Landschaft nicht mehr sehen. Die Landschaft da draußen ist spektakulär, sie hat es verdient, vom Menschen gepflegt zu werden. Es steht ihr gut, wie Wiesen und Felder auf ihr liegen, die ohne uns Menschen längst Wälder und von Wildschweinen bevölkert wären. Erst der Flug wildbrütender Vögel lässt mich glauben, auch die Landschaft unter ihren Flügeln sei natürlich. Sie geben noch dem gepflegtesten Kulturgebiet einen Hauch von Gottgewolltheit und Authentizität. Ich erkenne die Vogelart nicht genau, aber ich sehe etwas segeln, als dunkle symmetrische Tierchen ohne Oberseite und Alter.

Wenn ich aus dem Küchenfenster schaue, sehen die Köpfe der Spaziergänger zu klein aus zum Denken. Die Oberflächen und Muster ihrer Kleider werden zu dunklen Flächen, oder sie sind rot. Die Zigarette des Mannes an der Haltestelle scheint nicht kürzer zu werden. Er hat sein langes Haar zu einem losen Zopf zusammengefasst, aber keine Zeit, seine Schnürsenkel zu binden. Was sage ich da – natürlich trägt er Turnschuhe mit Klettverschluss!

Aus der Ferne sehen Hände und Füße endlich so aus, wie sie heißen: *Extremitäten*. Alle Menschen sind tragende Tiere. Jeder hat ein Säckchen dabei, umge-

hängt oder aufgeschnallt. Alle schleppen etwas von einem zum anderen Ort. Meine Bewunderung gilt jenen, die ohne Tasche aus dem Haus gehen. Wer nichts trägt, sieht überlegen aus. Nur manche sind überall zu Hause, nicht weil sie alles mithaben, sondern nichts unbedingt brauchen. Einen Hausschlüssel, eine Jacke, ein Telefon.

Nur ich besitze einen Schlüssel zu dieser Wohnung, die ich meine nenne, weil ich Miete zahle. Ich wohne auf Zeit und allein, auf Abruf. Früher hatte auch meine Frau einen Schlüssel zu dieser Wohnung. Seit sie weg ist, kommt mir die Küche größer vor. Ich bin fast nur noch hier, der Salon könnte eines Tages verschwunden sein, ohne dass ich ihn vermisse. Das Bett könnte im Flur stehen.

Manchmal lese ich dann doch den Wirtschaftsteil und fühle mich wie ein fleißiger Mann. Da kommt es vor, dass mir das Klischee vom glücklich Geschiedenen gut gefällt. Ich bin noch unrasiert, dafür mit Zigarette und Kaffee. Und wenn ich besonders verwegen sein will, morgens gleich nach dem Aufstehen, wärme ich mir zwei Knackwürste und esse sie mit scharfem Senf.

Irgendwo im Schrank lagert noch Gips. In meinem Modell soll es ein paar Hügel geben, wie aus großer Höhe gesehen. Nur im Flachland kann man nichts verbergen. Ich baue eine Miniaturlandschaft, weil ich weit weg sein will. Wenn sie fertig ist, sollen die grünen pel-

zigen Hügel seitlich angestrahlt werden von der Klemmlampe über dem Herd. Die Wiese wird sogar schöner sein als die bei Antwerpen. Es tut mir leid, dass ich mein früheres Leben vermisse, aber es ist niemand da, den das stört. Selbst Alleinsein ist ein pelziger Zustand.

Zehn Uhr eins

Die Kirchturmuhre schlägt wieder zur vollen Stunde. Heute bin ich froh, mich für niemanden rasieren zu müssen. Und darüber, dass mich die Kirchenglocken nicht stören, weil sie nicht mich rufen. Ich bin stolz darauf, einmal der eigenen Unfähigkeit im Durchhalten entkommen zu sein. Modellbau heißt dem Klischee nach: Flucht in die Harmlosigkeit. Ausblenden aller politischen Fragen, der Tüftler im Keller, dabei sitze ich doch am Küchentisch. Anstatt mich zur letzten Wahlmanipulation auf dem Kontinent nebenan zu äußern, schneide ich die Packung mit den Grasflocken auf. Statt mich für Datenschutz zu engagieren, lege ich eine grüne Waldmatte auf der Holzplatte zurecht, auf der die Aussicht entstehen soll. Die Zeitung vom Vortag liegt unter dem Klebespray. Der Wetterbericht mit den Klimakarten schützt die Tischplatte vor dem Leim. Ich lese die Zeitung wie eine Landkarte. Die Städtenamen kommen mir vor wie Neuigkeiten von gestern. Ein Tandem gibt es nicht im Maßstab 1:200.

Der Tisch ist sehr groß. Eine Familie mit vier Kindern könnte bequem daran zu Abend essen. Ich sitze immer auf demselben Platz. Jede Perspektive ist sehenswert, alle Blickwinkel sind Trost für das Auge, nirgends steht etwas unnötig herum. Bei mir auch nicht. Außer auf

dem Küchentisch, der jetzt zur Werkbank geworden ist. Er ist eine Bühne für den Landstrich hinter dem nächsten Hügel, gesehen wie aus weiter Ferne.

Tische mit nur einem Stuhl davor stimmen mich verzweifelt. Da stehen fünf Stühle in meiner Wohnung, aber nur auf einem einzigen nehme ich Platz. Einer wartet neben meinem Bett im ewigen Halbdunkel und trägt meine Kleider treu über der Stuhllehne. Das ist mein täglicher Schrank. Die getragenen Strümpfe kommen immer sofort in die Kiste neben der Waschmaschine im Bad. Ich habe den Waschautomaten gekauft, nachdem mir klar geworden war, was die gemeinsame Waschküche einer Mietwohnung bedeutet: Berührung mit den Hüllen der anderen Menschen.

Der Anblick von Jogginghosen macht mich nachdenklich, besonders wenn sie nicht zum Sport getragen werden. Auf meinem Schrankstuhl liegt niemals eine Trainingshose, nicht einmal ein weißes T-Shirt. Ich habe meinen alten Beruf zur Kleiderordnung gemacht und sehe noch heute aus wie ein Pilot in Uniform, nur ohne die vier Streifen an den Ärmeln. Ich trage jeden Tag eine dunkle Stoffhose mit Bügelfalte, auch wenn diese nicht mehr so scharf ist wie vor meiner Pensionierung. Dazu täglich ein weißes Hemd, bügel- und faltenfrei. Meine Schuhe sind lederne Schnürschuhe, Sandalen trage ich nicht einmal im heißesten Sommer. Ich beneide die Menschen vor meinem Fenster für ihre freizügige Kleiderordnung, will es ihnen aber nicht gleich-

tun. Auf Reisen waren alle meine Kleider frisch, und ich roch nach nichts. Meine Angst davor, mit einer schlampigen Garderobe aus einem Flugzeug ins Freie fliehen zu müssen, war gründlich. Es war mein Ziel, gut gekleidet evakuiert zu werden.

Meine nächste Aufgabe ist die unfertige Landschaft vor mir. Wie alle es tun, die jünger sind als ich, drücke ich mich vor dem Anfang. Bowlingargumente haben es gut bei mir: Mal mache ich die Kugel, mal die Kegelbahn verantwortlich für den folgenlosen Schub. Sport ist mir ein Rätsel, wenn er zum Vergnügen betrieben wird, Profisport hingegen macht Sinn: die Mühen, das tägliche Training, maßvoller Lebensstil, feste Gesichtszüge und Kurzhaarfrisuren, ein Laufband im Schlafzimmer und ein Partner, der begeistert mitmacht. Die Landschaft ist mein Laufband. Die Idee, sich ernsthaft zum Vergnügen zu bewegen, verunsichert mich. Schwimmen ist gesund, aber macht müde. Mein Körper hat Pech gehabt mit mir. Ich bin der Gast, der sich für den Hausherrn hält, in der Wohnung wie in meinem Körper. Ich bin früher ein schöner junger Mann gewesen, und noch mit fünfzig sah ich aus wie jemand, dessen Freund man werden will. Meine Freizeit habe ich immer unter Leuten verbracht. Ich war so beliebt, dass ich keine Zeit hatte für Hobbys. Mein Charme wirkt auch im Alter noch. Meine Falten bezeugen Humor. Die Stimme ist rau, aber nicht belegt. Wenn ich spreche, fühlt sich jeder gemeint. Aber meine Geduld ist gespielt. Ich kann nicht ausstehen: grundlose

Zeitverschwendung, nervöse Stimmen, schlechtbesuchte Konzerte, lästige Sitznachbarn, bedrängende Vorurteile, ungenaue Wortwahl und alle, die mitspielen.

Ich bin auf der Suche nach neuen Gewohnheiten, weil die alten zwecklos oder zu aufdringlich geworden sind. Ich dusche im Dunkeln, esse am liebsten Kaltes und schlafe auf dem Rücken. Auf dem Weg zur Wohnungstür pfeife ich immer den Refrain eines Beatles-Songs. Meine Marotten lenken mich davon ab, etwas zu tun.

Zehn Uhr dreißig

Die Nachrichten stellen stündlich die Weichen für einen gelungenen Tag. Im Takt der Schlagzeilen gehen alle Tätigkeiten leichter von der Hand. Schon wird aus achthunderttausend Lautsprechern des Landes die aktuelle Uhrzeit verkündet. Immer und überall ist es *jetzt*. Ich stelle mir alle Münder aller Radiomoderatoren aller Sprachen und Länder vor, wie sie die Zeit an- und den Wetterbericht aufsagen. Die ganze Welt gibt Anlass zum Wetterbericht, das Klima ist eine persönliche Angelegenheit. Jetzt singt im Radio Tanita Tikaram: *Twist In My Sobriety*.

All God's children need traveling shoes / Drive your problems from here / All good people read good books / Now your conscience is clear / I hear you talk girl / Now your conscience is clear.

Half the people read the papers / Read them good and well / Pretty people, nervous people / People have got to sell / News you have to sell.

Auf dem letzten Flug vor Feierabend habe ich dieses Lied während des Boardings oft im Passagierraum abgespielt. Es verträgt sich gut mit den anschließenden Sicherheitsansagen der unteren Offiziere. Es könnte der

Soundtrack sein für den Flug über das Stück Land in meiner Küche.

Ich lerne viel vom Radio. Es kommt vor, dass die Nachrichten mich ablenken von der gesamten Konstellation eigener Bedürfnisse. Auch Chemie betrifft mich irgendwie. Welche Konsequenzen hat das Wissen eines alten Mannes über die Anordnung der Atome in einem Wassermolekül? Was ich gelernt habe, mischt sich mit meiner Erinnerung an den Kaiserschmarrn meines Vaters. Wie verändert es meine Persönlichkeit, dass ich weiß, was endokrine Disruptoren sind? Ist es für meinen inneren Frieden von Vorteil zu wissen, wie vergiftet das Trinkwasser in Mitteleuropa wirklich ist? Wohin mit den Fakten um Nanopartikel in meinem Kopf? Ist auch der Gedanke an giftige Substanzen schon ein Gesundheitsrisiko? Wer gestattet mir, die Naturgesetze lustvoll zu ignorieren, jetzt da ich nicht mehr selber fliege? *Obsoleszenz* gehört einem besonderen Wortschatz an.

Das Werkzeug liegt bereit. Selten wird ein guter Schraubenzieher oder ein gebrauchter Hammer durch einen neuen ersetzt. Werkzeuge dürfen alt, abgenutzt und sogar hässlich sein, solange sie ihre Bestimmung erfüllen können und gebraucht werden. Ein Hammer kann aussehen, wie er will. Hauptsache, der Kopf sitzt fest.

Brauche ich einen genauen Plan für die Landschaft, oder darf ich spontan vorgehen? Ein Ziel zu haben, wäre schön, ein Bild, ein Muster könnte mich leiten

und die Verantwortung in kleinere Teile aufbrechen. Ich könnte streng danach vorgehen, welche Ansicht ich nachbauen will, und aus einer einzigen Perspektive schauen. Ich baue einen Ausblick, den ich mit niemandem teile. Geizig wie ein leerer Koffer, der sich nie öffnet.

Es berührt mich, die leisen Geräusche der Nachbarn zu hören. Besonders im Badezimmer, das fensterlos der intimste Ort ist, höre ich über die Wasserleitungen und Lüftungsrohre deutlich die Stimmen und Handgriffe der anderen. Lärm sind Geräusche, die einen nichts angehen. Erleichtert waren wir, als der Großvater gestorben war. Endlich hatten die rasselnden Geräusche aus dem Nebenzimmer ein Ende. Alle schienen sich einig zu sein, dass es *so besser für ihn* war, und ich bekam Angst davor, was man nach meinem Tod über mich sagen würde, um sich selbst gerecht zu werden. Es gibt jemanden, der gewusst hätte, wie es wirklich war. Deshalb bin ich zufrieden. Aus Abwägung.

Die Zahnbürste meiner Exfrau steht bald ein Jahrzehnt unberührt neben meiner. Jeden Tag morgens und abends – und mittags, seit ich in Rente bin – sehe ich ihre Zahnbürste und freue mich, dass sie wenigstens die richtige Farbe hat. Sie altert gut und erinnert mich an eine Zeit, in der sogar Handzahnbürsten aussahen wie komplizierte medizinische Geräte. Ihr Handtuch wasche ich erst, wenn sie wiederkommt. Es war immer das rote und das einzige, das nicht wie alle Lappen, Laken

und Tücher in der Wohnung weiß war. Sie bestand auf dem roten, und ich ließ es nach der Trennung hängen, erst aus Trotz und später, weil ich es nicht zusammen mit dem anderen weißen Waschgut waschen konnte, und eine eigene Runde in der Waschmaschine will ich ihr und dem Handtuch bis heute nicht gönnen. Wegwerfen konnte ich es nicht, und nachdem ein weiteres Jahr seit ihrem Auszug vergangen war, war es für eine Veränderung zu spät. Nichts war geschehen, was einen derart drastischen Eingriff hätte rechtfertigen können. Weil sich nichts zwischen uns ereignet, kann ich nicht plötzlich ihre Spuren im Badezimmer tilgen. Ingeheim hoffte ich auf einen ihrer Besuche, die bald immer seltener geworden sind. Früher habe ich mich jedesmal darüber gefreut, sie als Gast im Badezimmer zu wissen, gezwungen, zu ihrem alten roten Handtuch zu greifen. Heute wäre es ein Wunder, wenn sie wieder einmal käme.

Derweil sitze ich in einem schönen Leben, schlafe in einem weichen Ehebett, allein, und es macht mir fast keine Angst, nicht noch einmal von vorne beginnen zu können. Mein Weg zurück durch den großzügigen Flur hebt meine Laune sofort. Die vielen Zeitungen sehen fleißig aus. Ich finde es toll, dass ich so viel über die Welt lese, wenn ich sie schon nicht mehr von oben sehen kann. Ein Bild an der Wand im Gang zeigt mich in einem Propellerflugzeug, eine 1956er *DHC-2 Beaver* mit Schwimmkufen. Das Foto ist gerahmt, dadurch wirkt

es bedeutend und für die Zukunft gewappnet. Aber es ist Frieden in diesem Land, und niemand wird das Bild abhängen, solange ich hier lebe. Vom Flur aus sieht meine Küche aus wie die Kulisse für eine skandinavische Telenovela. Alles ist weiß oder grau und hat glatte Oberflächen. Tuch und Stoff sind hellgrau. Von jeder Seite aus sieht die Küche schwedisch aus. Oder finnisch. Die Finnen leben im Paradies. Der Boden besteht aus dunkelgrau gestrichenen Holzbohlen. Diese Farbe verträgt viel Staub, aber er ist sauberer, als er sein müsste, um gepflegt zu wirken. Ich habe sogar einen Reiskocher, aus China. Er macht schönen klebrigen Reis, der am nächsten Tag kalt noch besser schmeckt.

Elf Uhr zwei

Wann wird jemand melden, dass dem Glockenläuten der Kirche der zweite Schlag fehlt? Nebenan weint ein Kind, weil ein anderes es geärgert hat. Kinder sind auch Menschen, das vergesse ich zu oft. Sie sind *kleine* Menschen, gierig und ängstlich, laut und verwöhnt, wie die Großen, zumindest in diesem Land. Nur unsere Hoffnung, dass sie kluge, besonnene, großzügige Erwachsene werden, lässt uns gnädig lächeln. Kinderlärm kann man nicht abstellen. Wenn ich Kinder hätte, wünschte ich mir, sie hätten die Menschen lieber als ich.

Der Nachbar hat den Sender gewechselt, es spielen die Beatles. Nur weil der Sänger schon tot ist, fühle ich keinen Abscheu vor seiner Stimme. Die Straße ist jetzt leiser als sonst, Autofahren macht ziellos wohl keinen Spaß. Die Menschen scheinen dort angekommen, wo das Essen wartet und Gesellschaft, nach der sie sich sehnen. Ich schneide zur Probe einen der Miniaturbäume vorsichtig aus der Verpackung und stelle ihn neben meinen Teller mit Schinkenbrot. Treulosigkeit im Maßstab wird sofort geahndet, aus dem Schinkenbrot wird kurzfristig ein rosabrauner See. Auch der Teller und die Tasse wachsen kurz zu Karussellattrappen oder Bühnenbildern einer Kirmes im Schnee. Aber die Landschaft muss gerahmt sein, sonst gilt sie nicht. Ich sollte über Grenzen

nachdenken. Zäune, Feldränder, Wege, Flüsse. Ich sollte daran denken, dass jede Landschaft auch Hindernisse enthält. Nur weil ich von weit weg schaue, werden die Hürden ja nicht kleiner. Aus der Nähe betrachtet sind sie so hoch wie immer. Ich brauche Streichhölzer, die als Baumstämme den Weg versperren. Ich brauche eine eingestürzte Brücke und einen offenen Tunnelschacht im Boden. Ich werde einen großen See über die Ufer treten lassen. Ich habe Millionen Quadratmeter unter mir. Eine Herde Schafe zieht vorbei wie ein heller Wattlebensch, Schiffscontainerlastwagen sind zu Käfern geworden, und der Rand der Landschaft wird grau gestrichen, als wäre sie geradewegs aus dem Kontinent gesägt worden. Dieses Land ist auf Stein gebaut. Ein Lackdöschen sollte reichen. Ich habe noch Farben übrig. Hätte ich die Packung mit den vielen winzigen Figuren vorhin bekommen, könnte ich sie mit den wenigen Haaren eines dünnen Pinsels kleiden. Allen Menschen, denen ich heute begegnet bin, hätte ich ein 10 mm hohes Denkmal setzen können, weil ich mich nur daran erinnern kann, wie sie angezogen waren.

Die Landschaft auf dem Küchentisch sieht noch nicht aus wie eine. Ich habe den Grasstaub angeklebt und ein paar Trampelpfade aus feinem Vogelsand gestreut. Ich werde da hinten noch mehr Zierkirschen in voller Blüte anpflanzen. Die zwei frischen Bäumchen machen mich nüchtern, zu dünne Stämme. Wie klein darf eine Linde sein? Hoffentlich vergeht mir die Lust nicht, bevor alles

fertig ist. Erst noch muss ich entscheiden, ob es darin Menschen geben soll oder Spuren von ihnen. Lastwagen, Parkplätze. Fahrräder, Parkbänke und Flurbereinigung. Kirchtürme, Kinos und Bäckereien. Friseursalons, einen Kiosk, eine Wohnsiedlung. Oder ist die Landschaft nur der Hintergrund? Eine Stadt liegt vor der Landschaft wie eine Kulisse, oder umgekehrt, eine Landschaft liegt hinter der Stadt wie ein Bühnenbild. Noch weniger brauchen wir nur die Hunde. Hätte ich ein Haustier gehabt, hätte ich aufstehen müssen, um es zu füttern. Ein Hund müsste hinaus, ich will drinnen bleiben. Ein Hund kommt mir nicht ins Haus.

Ich kann nicht still sitzen bleiben und sehe mich in der Wohnung nach Unerwartetem um. Ich gehe an meinem Spiegelbild vorbei und erschrecke, weil ich lächle. Ich deute das als gutes Zeichen, fasse Mut für meinen morgendlichen Entschluss und wage mich wieder an die Bäumchen. In diesem Maßstab sehen sie aus wie zu kleine, getrocknete Lungen. Ich knipse die Baumstämme mit einer Nagelschere ab und staple sie wie buschige Streichhölzer ordentlich auf meiner Untertasse. Es ist die weiße von Oma, die mit dem verblichenen Goldrand. Für mich war diese Frau immer alt, obwohl sie jünger starb als ich heute alt bin. Ich bin 1955 im Dezember geboren. Ich kann nichts dafür, dass der Krieg schon vorbei war. Ich habe alles richtig gemacht. Fast alles. Aber auch eine Scheidung ist heute nicht mehr skandalös, sondern nur traurig.

Sollte ich Eisenbahnschienen verlegen? Gleise ohne Züge wären schön und genug Hinweis auf die Passagiere. An den hohen Bäumen vorbei, wo jemand wohnt und niemand sie sieht. Jemand wird den Zug vorbeifahren hören. Niemand wird dort aussteigen können. Zu weit weg von jedem Bahnhof entsteht eine Kulisse für einen Spaziergänger, vielleicht mit Hund, ein Kirchturm in der Ferne und niedriges Gebüsch ganz nah. Ich mag die Aussicht auf eine Landschaft am liebsten durch das Fenster eines fahrenden Zuges. Jede gleichmäßige Fahrt belehrt mich über den Maßstab der Welt. Die Welt ist nicht flach, ich habe mit eigenen Augen gesehen, dass sie sich krümmt. Sie hat Tiefe, gerippte Wasseroberflächen, schräge Felder und winzige Berggipfel. Ränder und schmale Straßen mit Baumreihen, die sich perspektivisch verschieben, wenn man schnell ist und trotzdem schaut. Ich zähle die Baumstämme auf dem Tisch, es sind genau 64.

Im Radio höre ich, dass es im fernen Norden so viel geschneit hat, dass Hubschrauber die Bäume vom Schnee befreien mussten. Sie fliegen nahe an die Wipfel heran, um mit dem künstlichen Wind ihrer Rotorblätter den Schnee von den Ästen zu wirbeln. Wie ein Riese schnipsen sie die Bäume frei. So ein Riese bin ich im Verhältnis zu meinen Modellbäumen, aber umgekehrt, wenn ich es auf sie schneien lassen werde. Gibt es eine Spraydose mit der Farbe *schneeweiß*?

Mir ist es ganz recht, dass Blau die Farbe ist, die in der Ferne liegt. Wäre es grün oder orange, gelb oder gar

violett, ich könnte den Blick auf eine Landschaft nicht so leicht ertragen. Blau ist schön, meine Dienstkleidung war es auch. Ich komme mir immer ein paar Zentimeter größer vor, wenn ich blau trage.

Ich lebe in einer Wohnung mit Holzboden und vier Zimmern, die niemand braucht. Die Gegend ist ruhig und trotzdem urban, die Natur steht vor der Tür, und alle Busse sind pünktlich. Ich habe mich niedergelassen an einem Ort, wo ich weiterleben darf, ohne mich einzubringen. Ich darf Dinge kaufen und etwas erleben. Aber ich kann niemandem mehr versprechen, dass ich pünktlich zur Arbeit erscheinen werde. Rentner wie ich sind höfliche Bremsklötze.

Gerade habe ich im Internet nach meiner Wohnadresse gesucht und eine perfekt ausgeleuchtete Draufsicht zu sehen bekommen. Ich bin hinunter ins Erdgeschoss, aus dem Haus in den begrünten Hinterhof hinausgetreten, um mir vorzustellen, im Satellitenbild zu erscheinen. Rührend ist der Maßstab, den die Gartenbank annimmt, und wie anders der Kirchturm aussieht, von oben. Keine Glocken mehr, nur Dach, und flach wird das Land. Ich habe gelesen, dass immer mehr Satelliten im All immer mehr sehen, ich weiß nur nicht, wer dieses Wissen friedensstiftend nutzen will. Meine Landschaft wird unsichtbar sein für die Kameras im All. Sie steht unter der Küchenlampe und strahlt nichts als Privatsphäre aus.

Im Internet habe ich nach anderen künstlichen Landschaften gesucht. Modellbaulandschaftsbauer gibt es fast überall, wo die Welt schon in Ordnung ist. Modellbaulandschaftsbauer kann nur sein, wer alles andere in Haus und Leben schon aufgebaut hat. Auf einem Foto von einem Landschaftsbauseminar des Marktführers in der Herstellung von Miniaturnatur sehe ich vier Männer: hellrosa Haut, Ende fünfzig, Brille. Jeder hat einen quadratischen Landschaftsblock vor sich, auf dem sie, jeder für sich, Bäume pflanzen und Wiesen anlegen. Ich wüsste gern, ob sie dabei Musik hören. Wäre es Jacques Brel, *Mijn Vlakke Land*? Wie baut man einen Berg? Und wie ähnlich bin ich diesen vier bleichen Göttern?

Die eingeblendete Werbung kündigt an: Es gibt Schneepaste zu kaufen. Ich könnte meine Exfrau bitten, am Abend vorbeizukommen, um mir Schneepaste vorbeizubringen. Sie soll neben dem Winter auch noch eine Flasche Wein mitbringen. Nach der Trennung kam sie manchmal vorbei und bereute dann, zu spät heimgegangen zu sein. Anfangs, selten, übernachtete sie bei mir. Wir schliefen Rücken an Rücken, ohne einander zu berühren. Sie wolle den Bettbezug im Gästezimmer schonen. Geschiedene haben noch immer die Möglichkeit, einander Geschwister zu werden.

Es waren Zusagen wie ein *Vonmiraus*. Dennoch freute ich mich auf die gemeinsamen Nächte als ehemalige Eheleute, so wie man sich im Nachhinein auf seinen ersten Kuss freut, obwohl man ihn eigentlich vergessen hat. Bis heute wünsche ich mir jeden Tag, dass

sie mich überraschend besuchen kommt. Ich werde zu Hause sein.

Fast zehn Jahre leben wir getrennt, vom Scheidungsrichter und von einigen Kilometern. Es kommt mir näher vor, eher wie vorletztes Jahr.

Früher sind wir ein echtes Ehepaar gewesen. Sie ist eine stadtbekannte Bildhauerin und eine extravagante Erscheinung. Ich habe immer noch ihre Stimme im Ohr, wie sie mir zustimmt oder widerspricht. Heute noch bemühe ich mich, die Dinge so zu sehen wie sie. Alles sieht sie immer anders als die anderen. Heute sehe ich alles wie durch ihre Augen.

Ich erinnere mich an das Brillengestell im Gesicht meiner Frau, aber nicht an ihre Augen. Ich erinnere mich an den Duft eines Parfums, das nicht mehr hergestellt wird. Ich erinnere mich an ein paar Kleidungsstücke und an die braunen Ledersandalen an ihren Füßen, wenn sie die Wäsche aufhängte. Sie ist eine große Frau, und doch musste sie dafür die Arme strecken. Sie nahm sich Zeit. Sie benutzte hölzerne Wäscheklammern, weil sie die aus Plastik nicht mochte.

Wenn zwei gemeinsam ein großes Laken zusammenlegen, nachdem es an der Leine getrocknet ist, treten sie an die kurzen Seiten des großen Tuchs und halten es an den Ecken fest, breiten den Stoff mit den Armen auseinander und schütteln ihn ein-, zweimal scharf. Manchmal entgleitet dem einen die Stoffecke, und er ist bemüht, sie gleich wieder aufzunehmen wie

einen fallenden Schatz. Dann spiegeln sich die vier Hände, oder sie handeln aneinander vorbei: Entweder legen sie die Ecken in ihren eigenen Händen zusammen, oder sie gehen zuerst aufeinander zu, um die Tuchkanten aufeinanderzubringen, in den Händen des Gegenübers.

Kein Tag war lang genug für die Gespräche zwischen uns, und am Morgen mussten wir wieder von vorne beginnen. Ein anerkennendes Wort von ihr nahm ich gern an, aber wie einen flachen Stein in der Natur drehte ich es lieber nicht um. Morgens war ich nicht gesprächig, nur gerecht.

Später gingen wir unter Leute und Problemen einfach aus dem Weg. Als ich ein Kind mit ihr wollte, lehnte sie erschreckt ab. Ich wurde als Liebhaber entlassen. Weil sie mich als Mann übersah, war ich auch als Freund kastriert. Als sie mich wegsschickte, war ich zuerst beleidigt, dann traurig. Neben dem Schreck die Scham über einen weiteren leichtsinnig geliebten Menschen. Der Abschied war, wie Diplomaten in den Ruhestand eintreten: höflich und müde. Die ersten Begegnungen nach der Scheidung waren distanziert, eloquent, kurz. Ich war enttäuscht und sie erleichtert.

Ausweichen kommt nicht von *weich*, sondern von den Weichen, und die Schienen führen erbarmungslos in die andere Richtung. Aber sogar ausweichend schenke ich ihr noch zu viel Aufmerksamkeit. Wenn wir uns zu-

fällig begegnen, schlage ich sie in die Flucht. Wir können nicht schadlos gleichzeitig in demselben Raum sein. Ich sehe dabei zu, wie sie mir das Leben vorführt, das ich selbst mit ihr hätte haben wollen. Letztlich gibt es auch Irrtümer in der Treue. Für manche Menschen ist die günstige Zeit verstrichen, und es gibt keine weitere Gelegenheit. Schon wieder hat dieser ferne Mensch mich fast ein Jahr gekostet.